BLINDENHEILUNGEN IN DER SCHONEN LITERATUR

Prof. Dr. August R. v. Reuss.

AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

Cor 1 23.6
C. 1
HV2345
R
Cop. 1

Blindenheilungen in der schönen Literatur.

Von

Prof. Dr. August R. v. Reuss.*)

Wir verlangen von keinem Maler, daß er nur das darstelle, was wir mit unseren Händen greifen, mit unseren Augen sehen können. Wenn es sich um Darstellungen religiöser Natur handelt, und wenn uns Phantasiegebilde, die mit dem realen Leben nichts gemein haben, im Bilde vorgeführt werden, so ist dagegen keine Einwendung zu erheben und unser Verstand wird dadurch in keiner Weise beleidigt. Sobald aber die Welt, wie sie war oder wie sie ist und was auf ihr geschah oder geschehen könnte, abgebildet wird, so verlangen wir, daß es so geschehe, wie es der Wirklichkeit entspricht. Ich will die Frage ganz unerörtert lassen, wie weit man in der Darstellung der Wirklichkeit gehen dürfe, ohne das Schönheitsgefühl zu verletzen, ich habe nicht darüber zu urtheilen, was man überhaupt im Bilde darstellen dürfe, aber daß das, was man zeichnet oder malt, im Bilde nicht von der Wirklichkeit oder Möglichkeit abweichen dürfe, darüber, glaube ich, sollte wohl kein Meinungsunterschied bestehen. Ebenso wenig wie ich eine menschliche Hand mit sieben Fingern zeichnen darf, ist es mir erlaubt, den Hinterfuß eines Hundes mit fünf Zehen zu malen; es ist nicht gestattet, in einem Bilde aus dem trojanischen Kriege Kanonen zu verwenden, oder in einer Frühlingslandschaft fruchttragende Apfelbäume zu malen; man darf einem Geiger nicht den Bogen mit der linken und die Violine mit der rechten Hand halten lassen u. s. w. Gewiß würden derartige Fehler gegen die Wahrheit von jedermann bemerkt, während andere Verstöße, zu deren Erkennung eine gewisse speeielle Fachkenntniß gehört, von Vielen unbeachtet bleiben werden. Es können nach meiner Meinung in einem Schlachtengemälde Dinge vorkommen, über die jeder Militärsmann entsetzt sein würde und die für die Majorität der Beschauer nicht existiren; ein Fehler in dem Riemenzeug eines Pferdes wird nur dem Sportsman oder Kutscher ein Unbehagen verursachen, und trotzdem würde es ein Fehler und deshalb etwas Unerlaubtes sein.

Ganz dasselbe findet wohl beim Dichter statt. Sobald das, was er schildert, das Gepräge des Erfundenen trägt, sobald er mir sagt oder doch erkennen läßt, er schreibe ein Märchen, werde ich mir Zauberer und Feen ohne Widerrede gefallen lassen. Ja ich werde im Gegensatze zu Manchen einem Dichter mit vieler Phantasie die unglaublichsten Dinge verrichten lassen, sobald ich einmal weiß, daß dies seiner Eigenart entspricht. Ich will jedoch zugeben, daß in dieser Beziehung die Grenze zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem schwer zu ziehen sei. Wenn z. B. Jokay in seinen „Schwarzen Diamanten" einen Erdbrand durch Einpumpen von Wasser löschen läßt, was wohl zu den Unmöglichkeiten gehört, so habe ich vielleicht nicht so viel dagegen einzuwenden, weil ich kein Bergmann und Geolog bin. Man wird mir jedoch erlauben, in solchen Dingen, welche die Augenheilkunde betreffen, feinfühliger zu sein, nachdem Augenheilkunde mein Fach ist. Und da fand ich allerdings merkwürdige Dinge in der Literatur, von denen ich Sie in meinem heutigen Vortrage unterhalten möchte.

Die Blinden waren von jeher berufen, eine Rolle auf der Bühne und im Romane zu spielen. Sie werden dort eben als Blinde vorgeführt, als unheilbare Blinde, meist unbekümmert darum, wodurch sie ihr Augenlicht verloren. Von ihnen habe ich nicht zu sprechen. Mich interessiren nur diejenigen Fälle, in welchen solche Blinde ihr Sehvermögen wieder erlangen, theilweise auf wunderbare Weise, theilweise durch Intervention eines Arztes, der hinter den Coulissen agirt, meist aber

*) Auszug aus einem Vortrage. Anm. d. R.

vor unseren Augen; wir werden geradezu eingeladen, wie auf einer Augenklinik dem Arzte auf die Finger zu sehen, es werden typische Fälle demonstrirt, um die Schaulust des Laien zu wecken, oder es werden seltene Vorkommnisse vorgeführt, welche in medicinischen Fachwerken verewigt zu werden verdienten, man möchte sagen, es werden medicinische Romane geschrieben.

Einen höchst eigenthümlichen Fall von Blindheit erzählt Stifter in seinen „Studien", den ich, da er schon seines Autors wegen von Interesse ist, zuerst anführen will. Abdias, der aus der afrikanischen Wüste, wo er alles verloren, Weib und Vermögen, mit seinem Kinde Ditha, damals noch einem Säuglinge, nach Europa gekommen war, bemerkte mit der Zeit, daß das Kind blind sei. Aeußerlich war nichts an den Augen zu sehen, alle ärztliche Kunst fruchtete nichts. Als das Kind beinahe 11 Jahre alt war, schlug der Blitz in das Wohnhaus, in das Zimmer Ditha's. Sie erlangte dadurch ihr Sehvermögen. Nach und nach wird sie an das Licht gewöhnt, Abdias lehrt ihr das Sehen in ganz vernünftiger Weise.

Es war ein eigenthümliches Kind, diese Ditha. Bei drohendem Gewitter war sie besonders heiter; ein leichter, blasser Lichtschein schien um ihr Haupt zu schweben, und die Enden der Seidenbändchen, mit denen ihr Haar gebunden war, sträubten sich und standen gerade empor. Der Vater verwunderte sich nicht darüber, denn er hatte diese Zustände in seiner Jugend gleichfalls gehabt.

So wurde das Mädchen 16 Jahre alt. Während eines Gewitters ohne Regen, als sie mit ihrem Vater im Freien saß, flammte plötzlich ein Lichtschein auf, dem ein kurzes heiseres Krachen folgte. Das Mädchen war todt.

Wir haben hier eine räthselhafte Krankheit vor uns. Ohne äußere Veränderungen ist ein Kind angeboren blind und wird durch Einwirkung der Elektricität oder durch den Schrecken geheilt. Die Einwirkung des Blitzes ist allerdings bis heute nur wenig gekannt. Es ist sichergestellt, daß durch Blitzschläge Erblindung eintreten kann, ob aber das grelle Licht, ob der elektrische Schlag, ob die Gemüthsbewegung, der Schreck die Erblindung herbeiführt, das ist noch nicht erwiesen. Gewiß sind die Fälle sehr selten. Daß aber durch den Blitzschlag ein Blinder sehend wurde, das war überhaupt noch nicht da. Ich kann mir wohl eine Krankheit denken, bei welcher eine derartige Heilung möglich wäre, die hysterische Erblindung. Diese dauert wohl Tage, ja Wochen und Monate, aber nicht Jahre lang und kommt wohl nicht angeboren vor. Eines müssen wir Stifter zugute halten. Die ganze rührende Geschichte des Juden Abdias ist so phantastisch, daß wir für sie mildernde Gründe geltend machen können: sie spielt zum Theile in der Wüste Afrikas unter den abnormsten Verhältnissen, zum Theile in einer unbekannten Gegend Europas, sie spielt zu keiner bestimmten Zeit und handelt von Personen, die stets fremd unter den Europäern blieben.

In Folge einer Feuersbrunst entsteht eine Erblindung bei Mr. Rochester in der „Waise von Lowood", aber in dem Originalromane von Currer Bell und nicht in der Bühnenbearbeitung. Rochester verunglückte bei dem von seiner irrsinnigen Gattin verschuldeten Brande eines Schlosses; „er wurde zwar lebend herausgezogen, aber schwer verletzt, ein Auge war ihm ausgeschlagen, das andere sehr entzündet und er verlor auch auf diesem die Sehkraft". Das eine Auge war verloren, das andere glanzlos, er erkennt aber damit Hell und Dunkel und sieht Kerzenflammen als helle Wölkchen. Nach einigen Jahren fängt er von selbst besser zu sehen an, erkennt die Farbe eines Kleides, das Glänzende einer goldenen Kette. Er begiebt sich jetzt in Behandlung eines hervorragenden Augenarztes und erlangt auch die Sehkraft des einen Auges wieder. Er vermag zwar nicht ganz deutlich zu sehen, er darf weder viel lesen noch schreiben, aber er findet den Weg, ohne an der Hand geführt zu werden. Im Ganzen und Großen läßt sich gegen diese Krankheitsgeschichte weniger einwenden als gegen manche andere. Eine Diagnose mit Sicherheit zu machen, ist nicht möglich. Am ehesten könnte es sich um eine Verwachsung der Lider mit dem Augapfel gehandelt haben. Wenn die zwei einander zugewendeten Flächen dieser beiden Gebilde wund werden, so werden sie durch ein festes Narbengewebe miteinander verbunden. Unter ganz besonders günstigen Verhältnissen könnte eine operative Lösung dieser Verwachsungen von bleibendem Erfolge sein. Der Umstand aber, daß das Sehen nach und nach von selbst besser wurde, scheint eher auf eine Trübung der Hornhaut hinzuweisen, die sich ein wenig aufhellte. Vielleicht hat dann der Arzt eine künstliche Pupille gebildet. Daß ein Kranker, der nicht viel lesen und schreiben darf, es also kann, ohne Führung herumgehen kann, ist selbstverständlich. Es scheint eher, als ob hier ein Mißverhältniß zwischen diesen Angaben bestünde — wenn man ebenso viel sieht, um sich allein führen zu können, liest und schreibt man sicher nicht.

Wahrscheinlich hat sich die Dichterin gar nichts Specielles bei der Beschreibung der Augenkrankheit gedacht. Dann hätte sie freilich klüger gehandelt, wenn sie ihren Helden blind gelassen hätte, was den Verlauf der Handlung nicht im geringsten geändert hätte.

Für den Augenarzt viel amüsanter ist ein Roman von Hans Hopfen: „Robert Leichtfuß".

Ein armer, wie sein Name besagt, leichtsinniger junger Maler in Paris wird in einem Anfalle von Laune von einer Berliner Banquierstochter geheiratet; sie will die berühmte Frau eines berühmten Malers werden. Er hat ein eminentes Talent für Landschaftsmalerei, will aber Historienmaler werden. Als Schwiegersohn eines

reichen Namens wird die Leinwand, die er bemalt, größer, seine Berühmtheit aber um so kleiner. Das führt zu Entfremdung der Gatten, zu Scheidung der Ehe gegen seinen Willen. Er raubt sich sein Töchterchen, verschwindet mit diesem für eine Zeit in einem verschollenen Erdenwinkel und taucht dann in Paris wieder auf, um für sein Kind zu leben und zu arbeiten. Er malt Landschaften, imitirt die Manier eines berühmten Malers, und der Bilderhändler, in dessen Hand er ist, verkauft sie als Originale.

Leichtfuß widerstrebt, aber er muß. Sein Kind erkrankt am Scharlach, er arbeitet mit fieberhafter Hast Tag und Nacht, ohne sich Nahrung zu gönnen; er darbt für sein Kind.

Dabei schwindet sein Sehvermögen nach und nach; zuerst nur auf Augenblicke, dann auf Viertelstunden, auf Stunden, zuletzt hat er nur noch lichte Stunden und während dieser arbeitet er mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte. Um diese lichten Momente herbeizuführen, bedarf er Reizmittel, er raucht Cigaretten, trinkt starken Thee und Kaffee. Die dadurch gewonnenen lichten Momente werden immer kürzer, sein der Nahrung entwöhnter Magen verträgt keine Speise mehr, die Entkräftung nimmt zu, das Sehen ab, endlich ist er vollkommen blind. Die Aerzte erklärten, sie fänden nichts Abnormes an seinen Augen, er sei nervenkrank.

Ein deutscher Arzt, Chirurg, ein ehemaliger Freund des Blinden, kommt zufällig nach Paris und besucht den Unglücklichen; er findet, daß nur das elende Leben, hochgradige Blutarmuth die Ursache der Blindheit sei. „Ob seine Blindheit eine physische oder nur Seelenblindheit, war bei seiner Verfassung (er war vollkommen apathisch) nicht zu unterscheiden." „Der Blutarmuth in diesem Stadium abzuhelfen, gab es nur ein Mittel; ich hatte es in meiner Praxis mehr als einmal angewendet — die Transfusion."

Es findet sich sogleich die passende Person, die das Blut dazu hergiebt — ein junges Mädchen, das sich im Unglücke mit ihm verlobt. Etwa 20 Minuten nach der Operation begann die Apathie des Kranken zu schwinden und sogleich begann er auch zu sehen. Nach einigen Wochen Erholung konnte er seine Braut sehend zum Altare führen.

Wenn plötzlich aus irgend einer Ursache kein Blut mehr zum Gehirn gelangt, tritt Ohnmacht ein; kommt kein solches zur Netzhaut, so ist plötzliche Erblindung die Folge. Ebenso ist es bekannt, daß große Blutverluste Erblindung herbeiführen können. Daß aber jemand durch mangelhafte Ernährung langsam erblindet, ist eine uns Fachmännern ganz neue Thatsache. Ebenso neu ist die Anwendung der Transfusion zur Heilung einer derartigen Krankheit. Aber bei allen wissenschaftlichen Scrupeln müssen wir jedenfalls zugeben, daß Hopfen die ganze Sache sehr scharfsinnig erdachte. Das, was er beschreibt, ist eben augenärztlicher Jules Verne. Wir können uns jedenfalls eine Erblindung durch mangelhafte Ernährung der Netzhaut denken, freilich wird dann der übrige Mensch auch anders aussehen als unser Robert Leichtfuß, das jedoch zu vernachlässigen, ist eben Jules Verne's Manier. Dann aber eine Bluttransfusion zu versuchen, könnte auch einem nicht poetisch veranlagten Arzte einfallen, und er könnte, mag das Resultat wie immer beschaffen sein, darob nicht getadelt werden.

Die Lieblingskrankheit der oculistischen Romandichter ist jedoch der graue Star. Es wird nothwendig sein, ehe ich drei von diesen Krankengeschichten aufführe, dem Leser einige Aufschlüsse über dieses Leiden zu geben.

Der graue Star besteht in einer Trübung der Krystalllinse. Es ist einleuchtend, daß jemand, dessen Linse undurchsichtig geworden ist, mit dem erkrankten Auge nichts mehr sieht. Es gelangt zwar noch Licht zum Auge und wird als solches empfunden, es wird Hell und Dunkel unterschieden, aber es können keine Bilder auf der Netzhaut zu Stande kommen. Der Starblinde sieht allenfalls so, als wenn wir durch ein mattgeschliffenes oder durch ein dickes Milchglas sehen würden, oder durch einen Bogen sehr dicken Papieres. Da die Linse im normalen Auge vollkommen durchsichtig ist und man durch dieselbe in das dunkle Augeninnere hineinsieht, erscheint uns die Pupille schwarz, sowie uns die Fenster eines Hauses von außen gesehen schwarz erscheinen. Wird die Linse trüb, erhält sie eine weißliche, graue Farbe, so sieht uns die Pupille grau aus und daher stammt der Name grauer Star zum Unterschiede vom grünen Star oder Glaukom, bei dem sie öfters einen graugrünen Schein darbietet, oder vom weiland schwarzen Star, bei dem sie wie in einem gesunden Auge schön schwarz ist, oft wegen ihrer Vergrößerung noch auffallender schwarz erscheint, obwohl der Patient ganz blind ist. Der graue Star ist gewöhnlich eine Folge des Alters, doch kommt er, wenn auch seltener, bei jugendlichen Individuen entweder in Folge einer Allgemeinerkrankung oder in Folge einer Verletzung oder aus bisher unbekannten Ursachen vor und sehr selten ist er angeboren.

Vor mir liegen fünf Romane und Novellen mit sechs Starblinden. In keinem Falle handelt es sich um einen Altersstar, der wohl dem Dichter zu gewöhnlich ist. In einer Geschichte ist es ein junger Mann, der bald nach seiner Verheiratung erblindet, einer erblindet auf einem Auge als Schulknabe, am anderen mit 25 Jahren, ein junges Mädchen hatte früher bereits gesehen und drei Kinder hatten noch nie gesehen, waren also angeboren blind. Ich werde die Geschichten jedoch erst später erzählen und muß zuvor über die Behandlung des Stares ausführlicher sprechen.

Eine Heilung des Stares durch Medicamente kennen wir zur Zeit noch nicht, einige Fälle von

Selbsttheilung von Staren durch Auffangung sind zu den größten Seltenheiten zu rechnen und verdienen hier keine Erwähnung. Die Heilung des Stares geschah seit jeher auf operativem Wege. Die älteste Methode ist die sogenannte Reclination, die Rücklagerung des Stares. Sie stammt aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, war aber schon den alten Aegyptern bekannt. Sie besteht darin, daß man in das Auge durch die Lederhaut mittelst einer Nadel einsticht, diese vor die Linse führt, dann den Griff der Nadel hebt und so die Linse in den Glaskörper hinabdrückt, wo sie durch Verklebungen, welche sich bilden, festgehalten wird. Da hierbei nun mit einer Nadel eingestochen wird, so nannte man diesen Vorgang das Stechen des Stares.

Es wurde nicht nur von Aerzten, sondern auch von herumreisenden Starstechern, welche Laien waren, geübt, ja auch alte Weiber sollen diese Operation mit Hilfe scharfer Dornen ausgeführt haben. Es ist begreiflich, daß das Resultat der Operation ein verblüffendes war. Der Kranke ist blind, in einigen Secunden wird der Star beiseite geschoben und der Kranke sieht wieder! Aber die Resultate dieser Methode waren keine glänzenden, auch dort, wo sie von kunstgeübter Hand ausgeführt wurde. Der Star stieg wieder auf oder wirkte, aus seinen natürlichen Verbindungen gerissen, als fremder Körper und erregte Entzündungen, die das Auge alsbald oder erst nach Jahren zugrunde richteten. So wurde die Methode, nachdem sie fast durch eineinhalb Jahrhunderte die meistgeübte war, nach und nach durch eine andere verdrängt, die Extraction des Stares.

Sie ging wie die Reclination von Frankreich aus und war es namentlich Daviel, dem das Verdienst zukommt, zuerst den Star durch einen Einschnitt ins Auge aus demselben entfernt zu haben. Sein Schüler Wenzel wurde von Maria Theresia nach Wien berufen, um hier zu operiren und seine Methode zu lehren, doch gewann sie nur langsam festen Boden, so daß noch in den Dreißigerjahren, ja noch in den Vierzigerjahren die Extraction nur eben gleichberechtigt neben der Reclination steht und noch in dem großen Lehrbuche Arlt's, das anfangs der zweiten Hälfte dieses Säculums erschien, ausführlich aufgeführt wird, welche Fälle durch die eine, welche durch die andere Methode zu operiren seien. Erst als durch v. Gräfe im Jahre 1865 gewisse Neuerungen in der Methode der Staraussziehung eingeführt wurden, kam die Reclination vollständig von der Tagesordnung und gehört heute nur mehr der Geschichte an.

Ich will nun in Kürze die Staroperation, wie sie heute geübt wird, beschreiben. Mittelst eines schmalen linearen Messerchens wird der Hornhaut am Rande ein flachbogenförmiger Schnitt beigebracht. Hierauf fließt gleich das in der vorderen Kammer befindliche Kammerwasser nach und nach ab, und es legen sich die Regenbogenhaut und die Linse der hinteren Wand der Hornhaut an. Dieses Wasser ersetzt sich sehr rasch wieder; wenn wir die Geduld hätten, eine Viertel- oder halbe Stunde zu warten, so wäre es wieder in der früheren Menge vorhanden. Darauf faßt man mittelst einer feinen Pincette die Regenbogenhaut, zieht ein Stück derselben aus dem Auge heraus und schneidet es mit einer Schere ab. Die Pupille erhält dadurch die Form eines nach oben gerichteten Schlüsselloches. Die Ausschneidung der Regenbogenhaut, die Gräfe als einen integrirenden Bestandtheil der Staroperation eingeführt hat, ist jedoch nicht absolut nothwendig. Vor 1868 operirte man stets ohne dieselbe und hatte dadurch den Vortheil, daß man, wenn alles gut ging, eine schöne runde Pupille erhielt, so daß sich das Auge nachher von einem nicht operirten kaum unterscheiden ließ. Dieser kosmetische Vortheil bestimmte auch manche Aerzte in neuester Zeit, ohne Irisausschneidung zu operiren; doch sind die möglichen Nachtheile so groß, daß die Majorität um so lieber den kleinen Schönheitsfehler mit in den Kauf nimmt, als ein Vortheil für das Sehen aus der runden Pupille nicht erwächst.

Hierauf nimmt man ein feines Häkchen oder ein ähnliches Instrument und schneidet die durchsichtige Hülle, in der sich die Linse befindet, ein, so daß dieselbe jetzt leicht aus ihrer Kapsel heraustreten kann. Indem man mit einem geeigneten Instrumente auf die untere Hälfte der Hornhaut drückt und nach aufwärts schiebt, schiebt man die ganze getrübte Linse aus dem Auge heraus, sobald der Zusammenhang mit der Kapsel ein sehr loser ist, wenn, wie wir Aerzte sagen, der Star „reif" ist. Damit ist der Hauptsache nach die Operation beendet, und was nachkommt, ist nur noch das Entfernen der zurückgebliebenen Reste. Von der Menge derselben, die im Auge verbleiben und ohne Gefahr nicht entfernt werden können, und von dem Umstande, ob die im Auge verbleibende Kapsel mehr oder weniger durchsichtig ist, hängt dann zum großen Theile die Güte des erreichten Sehens ab, das allerdings durch eine nachgeschickte kleine Operation, bei der man mit einer Nadel die Kapsel (den Nachstar) zerschneidet, erheblich gebessert werden kann. Der Operirte muß nun durch einige Tage (gewöhnlich fünf) in möglichst ruhiger Rückenlage mit verbundenen Augen im Bette liegen, sich dann nach und nach an das Licht gewöhnen und kann meist in etwa 14 Tagen bis drei Wochen aus der Behandlung entlassen werden.

Die dritte Methode, nach welcher man den grauen Star operiren kann, ist die Zerschneidung des Stares (oder vielmehr der Kapsel), die Discission. Man sticht mit einer Nadel durch die Hornhaut ein, bringt der Kapsel im Bereiche der Pupille eine kleine Wunde bei und zieht dann

die Nadel sorgsam wieder heraus. Damit ist die Operation, die nur einige Secunden dauert, beendet. In Berührung mit dem in der vorderen Kammer befindlichen Wasser gebracht, quillt die Linsenmasse auf und wird nach und nach aufgesaugt, so daß der Star nach Verlauf von Wochen oder Monaten vollständig verschwunden ist. Diese einfache, nur wegen des langen Aufsaugungsprocesses langweilige Operation ist jedoch nur dann möglich, wenn der Star eine gewisse Consistenz besitzt, die nur am jugendlichen Auge vorhanden ist, sie ist also nach dem dreißigsten Jahre nicht mehr möglich.

Dies sind die drei Haupttypen der Staroperation; von ihren Modificationen will ich nicht weiter sprechen. Was uns interessirt, das ist die Frage: Wie sieht der Staroperirte? oder vielmehr: wie sieht ein Auge, dem die Linse fehlt? Die Linse ist zum Sehen viel weniger wichtig als die Hornhaut. Von dieser hauptsächlich werden die Strahlen, die von der Außenwelt kommen, convergent gemacht, so daß sie sich irgendwo wieder zu einem Bilde vereinigen. Aber dieser Vereinigungspunkt würde ziemlich weit hinter der Netzhaut liegen, und damit er auf die Netzhaut fällt, was zum deutlichen Sehen nothwendig ist, gehört eben die Linse, welche die Lichtstrahlen noch weiter convergent macht. Dies ist der Fall beim normalsichtigen Auge; werden die Strahlen vor der Netzhaut zur Vereinigung gelangen, so entsteht auf derselben nur ein undeutliches, verwaschenes Bild, das Auge ist kurzsichtig und bedarf der Concavgläser, um scharf zu sehen; kommen aber die Lichtstrahlen erst hinter der Netzhaut zur Durchkreuzung, so entsteht wieder ein undeutliches Bild, es bedarf eben sammelnder Gläser, Convexgläser, um ein scharfes Bild auf der Netzhaut zu erzeugen; solche Augen sind übersichtig. Entfernt man also die Linse aus dem Auge, so daß die Lichtstrahlen weit hinter der Netzhaut zur Vereinigung kommen, so ist das Auge hochgradig übersichtig und bedarf sehr starker Convexlinsen, um scharf zu sehen, sogenannter Stargläser, welche dem Auge das an Brechkraft ersetzen, was ihm durch die Linse abhanden gekommen. Jedes staroperirte Auge sieht also nur durch starke Convexbrillen deutlich — gewisse seltene Fälle ausgenommen, wo früher enorm große Kurzsichtigkeit vorhanden war; jeder Staroperirte sieht jedoch auch ohne Brillen, erkennt größere Gegenstände, kann allein herumgehen, kurz, verhält sich beim Fernesehen etwa wie ein stark Kurzsichtiger ohne Brillen.

Die Linse hat aber noch eine andere Aufgabe: sie kann, so lange sie gesund ist, eine verschiedene Wölbung annehmen, kann also eine verschieden starke optische Wirkung entfalten und ermöglicht es uns nicht nur in der Ferne, sondern auch in der Nähe, kurz, in den verschiedensten Entfernungen deutlich zu sehen; sie ist es auch, die den früher erwähnten Uebersichtigen überhaupt befähigt, ohne Brillen in die Ferne scharf zu sehen. Die Linse macht es möglich, daß wir accommodiren. Diese Accommodationsfähigkeit fällt beim Staroperirten weg — er kann mit einem bestimmten Glase nur in einer bestimmten Entfernung klar sehen. Er bedarf im Allgemeinen wenigstens zweier Gläser, eines schwächeren Convexglases für die Ferne, eines stärkeren für die Nähe. Durch Verschiebung der Brillen auf der Nase, durch Annähern und Abrücken derselben kann allerdings auch in den Zwischenentfernungen einigermaßen gut gesehen werden.

Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, können wir uns nun an die Kritik dreier Romane wagen.

Da ist zunächst der „Improvisator" von Andersen zu erwähnen. Der Held der Geschichte sieht bei Neapel eine etwa elfjährige blinde Bettlerin. „Sie erhob ihren Blick, und ich sah, daß sie blind war." Man konnte ihr also die Blindheit ansehen. Sie erzählt später: „Kein Lichtstrahl drang in meine Augen." Sie hatte also keine Lichtempfindung und konnte dann auch kein Object einer Behandlung sein. Trotzdem wird sie von einem griechischen Augenarzt in Neapel geheilt. In Venedig findet unser Held sie nach Jahren wieder, ohne sie zu erkennen. „Die geschlossenen Augen Lara's hatten stärker zu meinem Herzen geredet als dieser wunderbare Feuerblick." Die Augen sahen also jetzt äußerlich normal aus. Sie sah auch gut, denn er fand sie bei ihrer Handarbeit, natürlich ohne Brillen; hätte sie solche getragen, dann mußte er ja auf einen Fehler ihrer Augen aufmerksam geworden sein, und die Identität mit der blinden Lara müßte ihm eher möglich geschienen sein, obwohl sie als die Verwandte des Podestà jetzt in sehr veränderten Verhältnissen lebte.

Ich kann mir nur denken, daß Lara an einem angeborenen Star litt und durch Operation, wahrscheinlich Reclination, von demselben geheilt wurde. Eine andere angeborene Blindheit, die geheilt wird, giebt es nicht, aber Lichtempfindung müßte die Kranke vor der Operation gehabt haben, und nach derselben könnte sie nur durch Brillen gut gesehen und gewiß nur durch solche gearbeitet haben.

Weniger in Zweifel gelassen werden wir in einer Novelle von Paul Heyse: „Die Blinden". Zwei seit ihrer Geburt blinde Kinder, Marlene, die Pfarrerstochter, und Clemens, der Küstersohn, unterhalten sich am Abende vor der Operation. „Weil der Arzt morgen kommen und uns mit Nadeln in die Augen stechen will, fürchtest Du Dich, und er hat doch gesagt, wie bald alles geschehen sein wird, und daß es nur thue wie ein Mückenstich."

Es war demnach eine Reclination oder Discission geplant. In zwei Kammern, die nach Mitternacht gelegen waren, hatte man die Kinder ge-

bettet; die Fenster waren mit dunklen Tüchern verhangen. Die Kinder waren im Sitzen operirt worden, die Augen waren leicht verbunden. Am vierten Tage nach der Operation durften sie aufstehen, sogar herumgehen. „O, nun weiß ich schon, was Licht und Dunkel ist," sagte Clemens, als ob er das früher nicht gewußt hätte. Wie es scheint, in der folgenden Nacht, ist ein starkes Gewitter. Marlene, von der Schwüle erregt, schleicht sich in das Zimmer des Knaben; sie will ihn sehen. Sie reißt die Binde von den Augen, alles ist schwarz, denn es ist ja Nacht; plötzlich flammt durch die nicht mehr verhüllten Fenster ein secundenlanger Blitz, ein zweiter und dritter, „sie starrt einen Augenblick auf den Lockenkopf, der sanft in die Kissen gedrückt da liegt; dann verschwindet das Bild, die Augen thränen gewaltsam."

Hieraus ersehen wir, daß die Operation ohne Zweifel eine Reclination war, denn sonst hätte Marlene wenige Tage nach der Operation weder gesehen, noch durch den Blitz geblendet werden können. Dem Arzte können wir aber den Vorwurf großen Leichtsinnes nicht ersparen, erstens weil er die Fenster bereits unverhüllt, und zweitens weil er die Operirten ohne Wärterin ließ.

„Wochen sind vergangen, zum erstenmale soll sich die Kraft der Augen am Licht versuchen." Der Arzt war an einem umwölkten Tage gekommen. (Jetzt kam die Vorsicht freilich zu spät.) Die Binden wurden zugleich herabgenommen; der Knabe sah sogleich, daß Marlene ein helles Gesicht habe, das Mädchen blieb blind. Die Untersuchung ergab: „Nichts unterschied die Pupillen vom gesunden als die leblose traurige Starrheit." Der Nerv ist erloschen, eine heftige Erschütterung durch einen plötzlichen grellen Schein muß ihn getödtet haben. Der Knabe sieht jedoch gleich alles; wie es scheint, sogar ohne Brillen, wenigstens wird von Heyse, der doch bisher sehr detaillirt erzählte, nichts davon erwähnt. Das Mädchen blieb blind.

Ich habe bereits von den problematischen Folgen der Blendung durch den Blitz gesprochen. Die Möglichkeit einer Erblindung durch denselben muß ich wohl zugeben, würde aber eher an ein langsames Erblinden durch eine Netzhautentzündung glauben. Heyse hätte wohl besser gethan, wenn er das Kind durch eine nach der Operation aufgetretene Entzündung hätte erblinden lassen, statt durch eine so zweifelhafte Ursache. Derartige Entzündungen nach der Reclination waren ja nichts so Seltenes.

„Blinde Liebe" von Salvatore Farina ist geradezu eine Krankengeschichte mit novellistischem Aufputz. Zwei junge Ehegatten, die sich nicht verstehen und deshalb freiwillig voneinander gehen, werden durch die Erblindung des Mannes wieder vereinigt. Die Anfänge derselben treten schon bald nach der Verheiratung ein, wir hören, er leide an einem grauen Star. Wir haben es also schon wieder mit einer Kataralta eines jugendlichen Individuums zu thun. Eine wichtige Rolle in einer solchen pathologischen Novelle spielt natürlich der Hausarzt, der sich jedoch, wie wir lesen, mehr mit der Theorie der Medicin als mit der Praxis beschäftigt, denn er behandelt nur die Indigestionen seiner Freunde. Mit seinen augenärztlichen Kenntnissen ist es sehr schlimm bestellt, trotzdem unterläßt er es nicht, die bedenklichsten Vorträge über dieses Thema zu halten. Nach seiner Ansicht hatte „die kataraktal-corticale Trübung sich glücklicherweise in Folge einer Granulation in einen bilateralen vollkommenen Katarakt verwandelt und war der Reife sehr nahe". Zu deutsch: die anfänglich in der sogenannten Rinde (corticalis) der Linse bestehende Trübung war vorgeschritten und es hatte die Linse sich fast vollständig getrübt. Ja, was hätte sie auch anderes thun sollen? Wäre die Trübung stehen geblieben, was kaum zu erwarten war, wäre der Kranke sehend geblieben, sie schritt aber weiter und dann mußte der Star nach und nach reif werden. Was es heißen soll: in Folge einer Granulation, das weiß ich nicht und der Herr College in der Novelle wußte es wahrscheinlich ebenso wenig. „In Spaa bekam er (der Kranke) ein heftiges Fieber, eine Entzündung der Thränendrüse, dann eine Granulation, welche den Katarakt beschleunigte." Der Arme war wirklich zu beklagen, er war ein entschiedener Pechvogel. Eine Entzündung der Thränendrüse (wobei er allerdings gefiebert haben kann) ist eine enorm seltene Krankheit, steht aber in keiner Beziehung zum Star; und von der Granulation will ich nicht hoffen, daß es eine sogenannte granuläre Augenentzündung, id est ägyptische Augenkrankheit war, an der er vielleicht jahrelang gelitten, welche die Operation hinausgeschoben, übrigens die Kataraktbildung nicht beschleunigt hätte; es war also wieder jene mysteriöse Affection, unter der wir uns nichts denken können. Weiter: „Eine gute Nachricht: die Entzündung der Linse hat ganz aufgehört; ich gebe mich der Hoffnung hin, daß in einigen Tagen der Operation nichts mehr im Wege steht" und „die Entzündung der Linse ist im Momente eine Gegenanzeige" gegen die Operation. Eine Linsenentzündung existirt nicht. Ich will jedoch aus Collegialität nicht unterlassen, zu bemerken, daß man allerdings in den letzten Jahrzehnten manche Vorgänge als Linsenentzündung gedeutet hat, daß diese aber absolut nichts mit der Operation zu thun hatten. Man kommt nun aber in Verlegenheit, ob der Verfasser nicht mit diesem blühenden Unsinn, den er seinem Arzte in den Mund legt, einen dummen Arzt zeichnen wollte, umsomehr, als er am Abend vor der Operation, die er klugerweise nicht selbst vornahm, bei der er aber assistiren sollte (was ein großer Leichtsinn von Seite des Operateurs war), vor dieser Function Angst bekam und noch rasch einmal das Capitel „Katarakta" in einem Lehrbuche durchlas. Das wäre

gerade so, als ob jemand, ehe er aufs Pferd steigt, noch rasch das Reiten aus einem Buche lernen wollte.

Was für eine Operation gemacht wurde, darüber kommt man, obwohl man zusehen darf, nicht ins Klare. „Gar oft kommt der Katarakt nach einer glücklichen Operation wieder zum Vorschein.“ Das wäre also nach einer Reclination möglich. Der Assistent hält die Lider mit der Hand — ein scharfer, durchdringender Schrei des Patienten (der offenbar sehr wehleidig war, denn ein Stich durch die Lederhaut schmerzt unbedeutend), worauf die Operation vorüber war. Das spricht für Reclination. Aus dem Auge flossen Blut und Thränen. Dann muß es doch eine Extraction gewesen sein. Wir hören auch später: Als Patient nicht mehr an den Wunden der Operation litt — an den Wunden einer Reclination leidet wohl niemand — es handelte sich also auch hiernach um eine Extraction, wenn nur nicht das früher Gesagte dagegen spräche.

Die Nachbehandlung besteht in Bettruhe, Dunkelheit, der Kranke darf sich weder bewegen, noch sprechen und bekommt nur Suppe zu essen (was für Suppe steht nicht in der Novelle) — das ist sehr streng, strenger als wir es zu machen pflegen, aber vorsichtig — damit ist aber auch die Vorsicht vorbei, denn am sechsten Tage, als die Augen geöffnet werden und der Kranke sieht, warf sich die Gattin in seine Arme und mischte ihre Freudenthränen mit den seinen; am siebenten Tage wird diese Umarmung wieder gestattet und damit offenbar das ganze Operationsresultat in Frage gestellt. Glücklicherweise geschieht nichts; der Hausarzt versichert schließlich, daß sein Freund, wenn er von seinem früheren lockeren Leben lasse, vor einem Rückfalle gesichert sei, was wir ihm, da eine Linse ebenso wenig nachwächst wie ein abgeschnittenes Bein, auch getrost glauben können.

Gewiß giebt es noch viele Romane und Novellen, in welchen ähnliche Krankengeschichten vorhanden sind, doch mögen die jetzt erwähnten genügen, um zu zeigen, welche Sünden gegen die Augenheilkunde begangen werden. Auch meine ich nicht, daß es nur auf diese Specialität abgesehen ist, sondern daß andere Collegen in ihren Fächern wohl ähnliche Erfahrungen machen dürften, wenn auch der Blinde eine besser zu verwendende Gestalt ist als z. B. der Magenleidende.

Aber sei dem wie ihm wolle, ich glaube nicht, daß es den Herren Dichtern gestattet ist, sich in dieser Weise von der Wahrheit zu entfernen, sobald sie beanspruchen, daß alles, was sie uns erzählen, als wirklich Geschehenes geglaubt werden soll, als etwas, das sich unter gegebenen Bedingungen vor unseren Augen wieder ereignen könnte. Daß wenige Leser die fachmännischen Kenntnisse besitzen und den Fehler nicht bemerken, ist keine Entschuldigung — eine Unwahrheit wird nicht dadurch zur Wahrheit, daß man sie nicht als Unwahrheit erkennt, ein Dieb wird nicht dadurch zum ehrlichen Menschen, weil er nicht erwischt wird.

Die Teppichweberei.

Bei dem fortschreitenden Luxus, womit auch eine reichere Ausschmückung unserer Wohnräume naturgemäß Hand in Hand geht, spielt der Teppich eine bedeutende Rolle. Daß England in der Erzeugung von Teppichen, welche auf mechanischen Webstühlen hergestellt werden, an der Spitze steht, ist bei der hohen Entwickelung des Maschinenbaues in diesem Lande nur selbstverständlich. Es kommen daher eine Menge von Teppichen im Handel häufig unter den englischen Namensbezeichnungen vor, welche sich nur in Bezug auf die Technik voneinander unterscheiden.

Alle gewebten Teppiche bestehen aus einem Grundgewebe, gewöhnlich in Leinwandbund gearbeitet, aus welchem, ähnlich einem Pelze, die Florkette herausragt. Sie haben daher ohne Ausnahme mindestens zwei Ketten. Diese Ketten sind auf dem Stuhle stets getrennt angebracht, die Grundkette unten, die Florkette oben. Die Florkette, welche ja bei Teppichen meist bunt ist, kann durch Bedrucken hergestellt werden, aber sie kann auch in mehreren Farben angeordnet sein, und in diesem Falle nennt man derart erzeugte Teppiche „Corpsteppiche“, weil man für jede Farbe ein eigenes Corps, d. h. eine Anzahl Fäden, als eine separate Kette, anwendet.

Jedes Corps hat, entgegen dem bisherigen Gebrauche, bei mehreren Ketten anstatt eines gemeinsamen Baumes, des Corpskettenbaumes, einen Rahmen, in welchem jeder einzelne Faden, auf einer separaten Spule aufgewickelt, angebracht ist. Demzufolge hat ein Teppichstuhl ebenso viele Kanter als Corps, d. h. ein Teppichstuhl für Teppiche zu drei Corps hat drei, ein solcher für vier Corps vier u. s. w. Spulenkanter, und man erkennt an der Zahl der letzteren sofort, für wie viele Corps in den darauf erzeugten Teppichen Vorsorge getroffen ist.

Um aber auch ein Bild von einem so interessanten Webstuhle zu bieten, bringen wir in unserer Fig. 1 einen solchen, welcher englischer Provenienz ist. Man wird oben die Jacquard-Maschine*) mit den nach vorne zu herabhängenden Dessinkarten bemerken. Unter der Jacquard-Maschine laufen die Harnischschnüre zum Stuhle herab. Rückwärts befinden sich vier Spulenkanter, somit wird ein Teppich mit vier Corps auf diesem Stuhle herstellbar sein; die Grundkette ist nicht sichtbar, denn sie wird von der Stuhlwand gedeckt.

Wir haben bei Teppichen mindestens zwei Ketten, die Grund- und die Florkette. Zwischen

*) Vgl. Seite 347 u. ff.

jedem Grundfaden liegt mindestens ein Florfaden. Die Grundkette verbindet sich mit dem Grundschusse stets nur zu einer groben, starken Leinwand, welche die Basis des Teppiches bildet. Zwischen diese Leinwand hindurch werden nun die Florkettenfäden herausgehoben und über Stücke runden oder anders geformten Drahtes gelegt, und zwar so, daß nur die bunten Kettenfäden über den Draht zu liegen kommen. Hierauf folgt wieder ein Leinwandschuß, welcher den Draht oder die „Nadel", wie hiefür der technische Ausdruck lautet, zwischen das Gewebe sammt den daraufliegenden Florfäden einklemmt.

Ist diese Nadel rund, so kann sie leicht wieder herausgezogen werden, und es bleiben die Florfäden in Gestalt von hart aneinander gereihten Schlingen stehen; solche Teppiche nennt man „ungeschorene", auch „Brüsseler Teppiche". Ist die Nadel flach, beziehungsweise an ihrem oberen Theile mit einem Falze versehen, so daß ein in diesem gleitendes Messer die Flormaschen aufschneidet, wie dies bei Handwebstühlen geschieht, so entsteht der Pelz oder Flor ebenso gut, wie wenn auf dem mechanischen Teppichstuhle die Nadel an einem Ende mit einem scharfen, etwas vorstehenden, eventuell auch sichelförmigen Messeransatze versehen ist, welcher durch das Herausziehen dieser Nadel mittelst einer mechanischen Vorrichtung den Flor aufschneidet. Später wird durch eigene Maschinen, den Schermaschinen, die fertige Waare noch geschoren, daher diese Art Teppiche „geschorene" Teppiche, auch „Wilton-Teppich" genannt werden.

Fig. 2 zeigt eine Brüsseler Teppichnadel, oder vielmehr nur das obere (linke) und untere (rechte) Ende derselben. Mittelst des Oehres und des daneben liegenden Hakens wird durch einen sinnreichen Mechanismus die Nadel aus dem fertigen Gewebe herausgezogen und an anderer Stelle, und zwar nächst dem Kamme, selbstthätig wieder eingelegt. Fig. 3 zeigt eine Nadel für Wilton-Teppiche. Das Oehr und der Haken dient demselben Zwecke wie oben, während die vorstehende Schneide links am Ende der Nadel das Aufschneiden des Flores bewirkt, sobald die Nadel am Oehre oder Haken rechts erfaßt und herausgezogen wird.

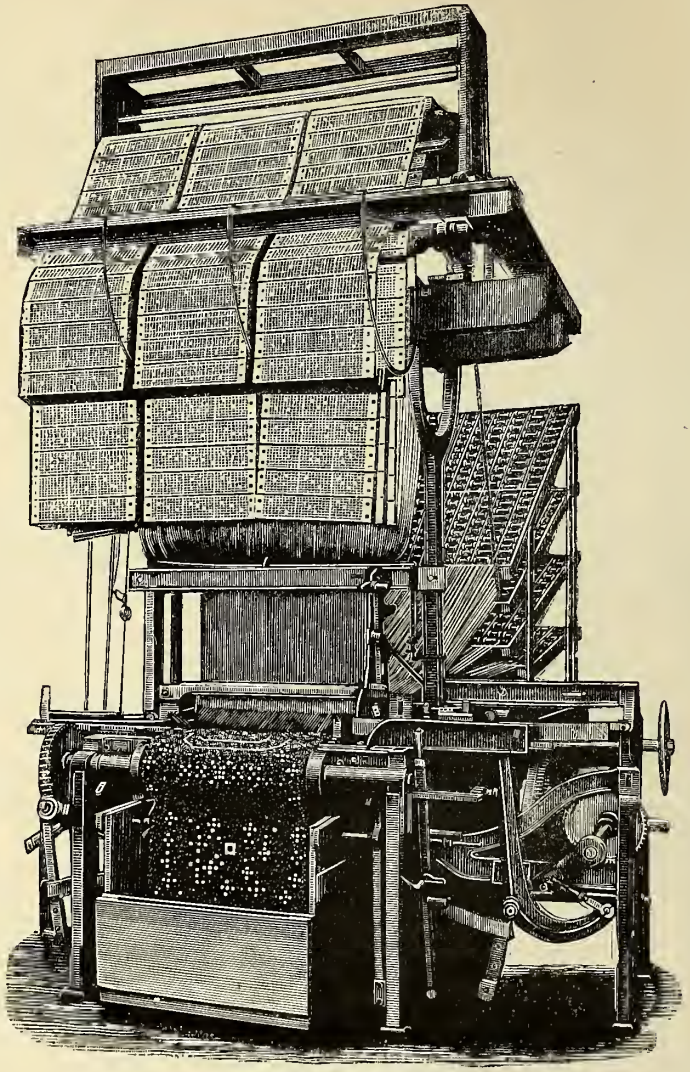

Fig. 1. Englischer Webstuhl für Teppichweberei.

Jeder nicht durch Druck oder Knüpfarbeit hergestellte Flor- oder Sammtteppich heißt Corpsteppich und besteht aus ebenso vielen Kettenabtheilungen oder Corps, als man in einem beliebigen Verticalstreifen untereinander Farben zählt. Wir sagen absichtlich Verticalstreifen, weil es vorkommt, daß man, um eine größere Mannigfaltigkeit in den Farben zu erzielen, ein oder mehrere Corps in verschiedenfarbigen Streifen anordnet. In der Composition muß dann diesem Umstande geschickt Rechnung getragen werden, will man diese Manipulation klug ausnützen und einen erhöhten Effect erzielen.

Man erkennt Corpsteppiche sofort an der Rückseite, wo Farbstreifen der Länge nach ersichtlich sind, während bei Druckteppichen diese charakteristischen farbigen Längsstreifungen rückwärts gänzlich fehlen.

Um das eben Erwähnte leichter verständlich zu machen, bringen wir in Fig. 4 einen Teppich mit fünf Corps zur Ansicht, dessen Zeichnung ein ganz einfaches Mosaikmuster zeigt, gerade genügend für diesen Zweck und ohne damit Anspruch auf eine mustergiltige Vorlage erheben zu wollen.

Pamphlet Binders

This is No. 1527

also carried in stock
in the following sizes

	HIGH	WIDE	THICKNESS
1525	9 inches	6 inches	½ inch
1526	9¾ "	7⅛ "	"
1527	10½ "	7⅜ "	"
1530	12 "	9⅛ "	"

Other sizes made to order

MANUFACTURED BY

Library Bureau

Division of

Remington Rand Inc.

Library supplies of all kinds